

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Vorkosten 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Vorkosten 75 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4158) vierteljährlich 1.80 M., für 2 Monate 1.20 M., für 1 Monat 00 Pfg. zzgl. Postgeld.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die Hauptzeile oder deren Raum mit 20 Pfennigen berechnet. Bereinigte 15 Pfennige. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition ankommen. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 7. Geschäftszeit 8—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6 part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Zum Monatswechsel

Seien alle Parteigenossen und Leser zur Erneuerung und Ausbehnung des Abonnements dringend eingeladen.

Die Leipziger Volkszeitung vertritt nach wie vor fest und klar die Rechte des Volkes: alle Gebiete des politischen Lebens, die Kunst und die Wissenschaft zieht sie in den Kreis ihrer Betrachtungen.

Das Feuilleton und der Unterhaltungsteil erfreut sich einer besonderen Pflege: Belehrung, Anregung und Vergnügen soll er in reichem Maße bieten.

Während in dem laufenden Romanfeuilleton die packende Erzählung des Altmeisters Spielhagen: Die von Hohenstein noch weiter geht, wird in der besonderen Romanbeilage das gewaltige, erschütternde Werk der tapferen Frau v. Suttner: Die Waffen nieder! demnächst vollendet vorliegen. An seiner Statt veröffentlichen wir eine der besten Gesellschafts- und Sittenschilderungen des großen französischen Meisters Alphonse Daudet, den Roman: Der Rabob. Daudets scharfe und geistreiche Schilderungen werden unseren Lesern einen willkommenen Einblick in die sozialen und sittlichen Zustände jenseits des Rheins in einer der interessantesten Epochen der französischen Geschichte gewähren.

In der wirtschaftlichen Wochenschau fahren wir fort, ein Bild der in letzter Linie für den Gang der Kultur ausschlaggebenden wirtschaftlichen Entwicklung zu zeichnen.

Neu eintretenden Abonnenten werden die bis Ende dieses Monats erscheinenden Nummern der Leipziger Volkszeitung gratis geliefert.

Jedem Abonnenten steht das Recht auf ein **Gratisinserat** von zwei Zeilen im Monat zu.

Redaktion und Verlag.

Leipzig, 31. Juli.

Von Juristen und Professoren kommt verhältnismäßig selten etwas Gutes und was sollte da von dem hochgelahrten Dr. Bruck in Breslau gutes kommen, der Jurist und Professor zugleich ist? Dieser gute Mann müht sich nun schon seit Jahren im Schweiße seines Antlitzes ab, den Nachweis zu liefern, daß wir Strafkolonien brauchen. Mit solchen will er ein „neues Deutschland“ über dem Meere schaffen und die deportierten Verbrecher sollen dessen „Pioniere“ sein.

Natürlich glaubt der Herr Professor selbst, mit seinen Vorschlägen das Beste zu wollen. Da er aber wie die meisten deutschen Professoren nicht über Nasenlänge hinaus sehen kann, so sieht er auch die Konsequenzen seiner Vorschläge nicht. Was ursprünglich gut ist, kann doch in seinen Wirkungen zu schlimmen Dingen führen.

„Fort mit den Zuchthäusern!“ ist die Parole des Herrn Bruck. In den Zuchthäusern könne man einen Verbrecher nicht „bessern“, meint der Herr Professor, und da hat er vollkommen recht. Wenn der Verbrecher aus dem Zuchthause kommt, findet er dieselben Verhältnisse vor, die ihn zum Verbrecher gemacht haben, und da wird er sehr häufig rückfällig, namentlich in den Verbrechen, die aus der Not entspringen.

Diesem Uebelstand will Herr Bruck durch die Deportation nach Strafkolonien abhelfen. Alle Totschläger, Körperverlezer, die den Tod herbeigeführt haben, Brandstifter, Sittlichkeitsverbrecher* u. s. w. sollen deportiert werden. Sie sollen als Ackerbauer beschäftigt werden; dann aber sollen sie, wenn sie sich drei Jahre tadellos geführt haben, ein Stück Land angewiesen bekommen, wo sie sich eine selbstständige Existenz begründen können. Aus der Arbeit dieser Sträflinge glaubt dann der Herr Professor in Wälde ein „neues Deutschland“ in junger Herrlichkeit erstehen zu sehen.

Wunderliche Ausgeburt eines Professorengehirns, ausgebrütet in den Lampendünsten der Studierstube!

Wenn man einen Menschen wegen eines Verbrechens, das er in Affekt oder aus Not begangen, über das weite Meer schleppt und ihn in einer Strafkolonie mit Zwangsarbeit beschäftigt, soll dies dann eine „innere Besserung“ bewirken? Und wenn er dann freigelassen wird, kann er als Ansiedler nicht ebenso leicht rückfällig werden, wie hier zu Lande? Dr. Bruck sagt selbst, die Not sei die Hauptquelle der Verbrechen; wenn ein Strafkolonist nach Ablauf seiner Strafszeit wieder heimkehrt, so sieht es mit der Besserung sonach gewöhnlich so flau aus, wie gegenwärtig. Oder will Herr Bruck alle Verbrecher lebenslanglich in Afrika behalten? Das würde eine Grausamkeit sein, die sich durch nichts rechtfertigen ließe.

Dann kommt aber auch die Verschaffenheit unserer Kolonien in Betracht. Es kann nicht jedermann deren Klima vertragen und nicht jedermann dort Ackerbau verrichten. Für viele wäre das, wenn sie es müßten, einfach ein

* Von den Mördern spricht der Herr Professor nicht, weil er offenbar die für ihn heilige Frage der Todesstrafe nicht ansprechen will.

Todesurteil nach jenem berichtigten System, das die Franzosen als trockene Guillotine bezeichnen.

Die Deportation als Strafmittel ist etwas Veraltetes, Barbarisches und steht den neueren und humaneren Anschauungen diametral entgegen, die bedingte Verurteilung, genaue Prüfung des Verbrechers auf seinen Geisteszustand, auf erbliche Belastung u. s. w. und dementsprechende Behandlung wollen.

Man beruft sich immer gern auf England, das seine Verbrecherkolonien in blühende Niederlassungen verwandelt habe. Aber man muß zunächst in Betracht ziehen, daß die englischen Kolonien sehr verschieden von den deutschen sind; sodann müssen die Engländer sich doch überzeugt haben, daß die Deportation etwas Barbarisches ist, denn sie haben dieselbe als Strafmittel schon seit 1858 beseitigt.

Hauptsächlich Rußland und Frankreich haben die Deportation als Strafmittel ausgebildet. Hat denn Rußland mit seinem Riesengefängnis Sibirien nicht abschreckend auf den Herrn Professor einwirken können? Fast das ganze intelligente, politisch selbständige und moderne Judentum erstrebende Rußland befindet sich als politisches „Verbrechertum“ in Sibirien. Da kann man sehen, wozu die Deportation benützt wird. In Rußland soll sie den alten Absolutismus befestigen. In Frankreich hat man unter den despotischen Regierungen viele der besten Geister als „politische Verbrecher“ deportiert. Die Bourgeoisie hat sich unter der Republik, in der Angst um ihr Eigentum, genau so grausam gezeigt, wie die Bonapartes und die Bourbonns; sie hat 1848 zehntausend Junikämpfer und 1871 gegen viertausend Kommunalkämpfer deportieren lassen.

Und hier ist der wichtigste Punkt der ganzen Frage. Der Herr Professor hat nur gemeine Verbrecher im Auge. Wenn aber die bürgerliche Gesellschaft Strafkolonien für Verbrecher anlegt, so thut sie das niemals, ohne die Gelegenheit zu benutzen, die Deportation auch auf politische Verbrechen auszudehnen. Wir haben das noch überall gesehen; wer sich, und sei es auch nur mit Worten, gegen die bestehende „Ordnung“ wendet, den hat man, wo es anging, über das Meer nach den Strafkolonien geschafft. Spanien und Portugal haben ihre politischen Verbrecher nach Afrika gebracht; Frankreich hat in Cayenne, in Lambessa, in Neufaleonien die trockene Guillotine arbeiten lassen; England hat seine politischen Verbrecher nach Botany Bay gebracht und Rußland hat sein Sibirien. Und wenn wir Strafkolonien anlegen, so wird es das heißeste Bemühen der reaktionären Parteien sein, es dahin zu bringen, daß man auch politische Verbrecher nach den Strafkolonien

Seuilleton.

Die von Hohenstein.

Roman von Friedrich Spielhagen.

Zweihundertdreißigstes Kapitel.

Wolfgang war, als er das Haus des Majors verließ, zu Mute, wie einem Hypochonder, der in der sicheren Voraussagung, sich zu lebenslänglicher Krankheit verurteilt zu haben, zu einem berühmten Arzte gegangen und nun darüber belehrt worden ist, daß er im Grunde genommen gar nicht so krank sei, ja sogar das gefürchtete Uebel bei richtiger Behandlung zur Befestigung seiner Gesundheit wesentlich beitragen werde.

Was Herr von Degenfeld über die notwendige und unausbleibliche Reform des Heerwesens und über den Zusammenhang und das Sinecuregreifen der verschiedenen Lebenssphären gesagt hatte, war wie eine Offenbarung für Wolfgang gewesen.

Der Major hat recht, sprach er bei sich, man muß heutzutage in mehr als einem Sattel reiten können, wenn man den Anforderungen, welche unsere Zeit an uns stellt, gerecht werden will. Sonderbar, daß dir dieser so nahe liegende Gedanke nicht schon früher gekommen ist! Er hätte dir manche kummervolle Stunde erspart. Aber jetzt willst du auch daran festhalten, du willst dich durch das engherzige, geldlose Treiben solcher flachen Alltagsnaturen, wie dieser Wlaskowsky, dieser Brinkmann, wie deine hochköpfigen

Bettern, nicht über die großen Gesichtspunkte, von denen aus Männer, wie Degenfeld, ihren Beruf ansehen, täuschen lassen. Das Bewußtsein, einer größeren Idee zu dienen, wird dir ein Talisman sein, der dich inmitten dieser glänzenden Larven nicht auch zur Larve werden läßt. Freilich, dem Alten auf Rheinfelden darfst du von diesen feyerlichen Ideen nichts sagen; aber er braucht ja auch nicht zu wissen, in welchem Sinne ich deinen Wunsch erfülle, wenn ich ihn nur erfülle, wenn er mich am Sonntag nur in dem bunten Rock sieht, in welchem er seinen geliebten Joseph nun einmal durchaus sehen will.

Der General hatte die Verlobten und auch die übrigen Verwandten auf den Sonntag zu sich entboten.

Wolfgang freute sich sehr darauf, das alte Schloß und den verwilderten Park wieder zu betreten, die ihm durch alles, was er dort erlebt, so merkwürdig und so lieb geworden waren.

Auch Kamilla hatte sich viel von der Fahrt versprochen, mehr noch die Präsidentin, die sich bereits mit großen, aber etwas unbestimmten Verschönerungsprojekten trug und hoffte, daß dieselben an Ort und Stelle angefaßt der zu verschönernden Objekte zur Reife kommen sollten.

Niemand aber hatte dem Besuche ungeduldiger entgegen gesehen, als der Stadtrat. Niemand hatte aber auch größere Ursache, eine zweite Zusammenkunft mit dem Alten zu wünschen. Noch waren in der famosen Taille alle Karten für ihn geschlagen. Sein Verbrechen war nicht entdeckt worden, und es war vorläufig auch gar nicht wahrscheinlich, daß es sobald entdeckt werden würde. Die Verwaltung der Kasse, an der er zum Dieb geworden, war ihm jetzt definitiv übertragen; an eine Revision hatte bei der gewaltigen Aufregung, die infolge des Wahlkampfes augenblicklich in der Stadt herrschte, niemand gedacht.

Er war nicht nur mit seinen Verwandten ausgeföhrt, sondern hatte als Vater des präsumtiven Erben von Rheinfelden, des Verlobten der schönen Präsidententochter, eine Position in der Familie gewonnen, die zu erreichen er niemals hatte hoffen können.

Der General hatte ihm auf den Brief, in welchem er ihm „gehorsamst“ meldete, daß „seine Befehle bereits erfüllt“, Wolfgang mit Kamilla verlobt und seit gestern in das neunundzwanzigste Infanterie-Regiment eingetreten sei, zwar nicht geantwortet, aber die bald darauf erfolgende Einladung nach Rheinfelden und eine beträchtliche Anweisung auf des Generals Bankier in der Stadt schienen zu beweisen, daß der Alte mit der Ausführung seiner „Befehle“ gerade nicht unzufrieden sei.

Ein Eisen, das so herrlich glänzte, mußte geschmiedet werden. Tausend Thaler waren gut, aber zehntausend Thaler waren zehnmal besser, und weshalb sollte der brave, alte Herr, der in seinen greisen Tagen plötzlich so spendabel wurde, nicht zehn- oder zwanzigtausend herausrüden, wenn man ihm die Sache nur vernünftig vorstellte!

Da, am Sonntag morgen, kam ein Brief von Rheinfelden, dessen Inhalt die sanguinischen Hoffnungen des Stadtrates bedeutend abkühlte. Der General schrieb: Er sei krank, könne und wolle die Gesellschaft nicht sehen, der Teufel solle die Sicht holen, und der „Junge“ solle in Teufels Namen, ohne seinem Großonkel die „kleine Dexe“ vorgelegt zu haben, nach der Residenz reisen.

So hatte die Taille ihr Ende erreicht. Die schöne Gelegenheit war vorübergegangen; daß der starrköpfige Alte sich eines anderen besinnen würde, war sehr unwahrscheinlich; überdies war der Termin von Wolfgangs Abreise festgesetzt, und merkwürdigerweise bestand Wolfgang darauf, daß der festgesetzte Termin streng eingehalten werde.